

PETER WILHELM

Wer zu uns kommt, hat das Größte hinter sich

Deutschlands
bekanntester Bestatter
erzählt

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe November 2013
Knaur Taschenbuch
Copyright © 2013 bei Knaur Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Julia Krug
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: N. Reitze de La Maza
Satz: Wilhelm Vornehm, München
Druck und Bindung: CPI – books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-78623-9

2 4 5 3 1

INHALT

Vorwort	8
Leise Töne	11
Das Licht des Vollmondes	25
Der Millionär aus Südafrika	31
Opa Lausitzer	70
Wo ist denn unser Opa?	72
Gekommen, um zu bleiben	77
Das Antlitz des Herrn	90
Das Schwein	95
Gorrom	134
Frau Lafer	140
Der Zwiebelkuchen	142
Werner	146
Der Güllekrieg	160
Karl May	166
Henning	171
Der Krippenopa	202
Der Großwesir	208
Sabrina und Torsten	215
Der Erwin	223
Frau Hummel	230
Das Grab der Königin	235
Der ganz kleine Kreis	237
Ereminus Lohdenhos	241
Italienische Treppen	250
Hoch hinaus	262
Nachwort	269

*Für
Bernd und Käthi
und
Georg und Marianne*

VORWORT

Wenn man fast dreißig Jahre mit der Bestattungsbranche zu tun hat, davon viele Jahre als Inhaber eines eigenen Bestattungshauses, dann hat man so ziemlich alles erlebt.

In meinen ersten beiden Büchern – *Gestatten, Bestatter!* und *Darf ich meine Oma selbst verbrennen?* – habe ich, teils besinnlich, teils humorvoll, schon so manchen Blick hinter die Kulissen gewährt. Nie hätte ich erwartet, dass diese Bücher einen so großen Erfolg haben und so viele Leser finden würden.

Nachdem ich in *Darf ich meine Oma selbst verbrennen?* meist auf humorvolle Weise zahlreiche Fragen rund um den Tod beantwortet hatte, wurden die Rufe der Leser nach einer weiteren Sammlung von erstaunlichen, heiteren und vor allem auch besinnlichen Geschichten lauter. Voilà, ich bin dem Ruf gefolgt, und hier ist nun der nächste Band!

Einige der handelnden Personen in den folgenden Geschichten dürften den Lesern von *Gestatten, Bestatter!* bereits vertraut sein.

Frau Büser, die stets diskrete, aber äußerst resolute Bürovorsteherin, ist schon jenseits der fünfzig und steht vor allem der Büroangestellten Antonia und der jungen Bestatterin Sandy vor.

Antonia ist herzensgut, fleißig, zuverlässig und zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Welt durch zwei süße Puddingkringel von Bäcker Schürzelmann betrachtet.

Sandy ist eine lebensfrohe junge Frau, die ihre Kindheit und Jugend in Amerika verbracht hat und dort zu einer erstklassigen Bestatterin ausgebildet wurde. Sie hat einen ausgeprägten Hang zum Ausgeflipten, Unkonventionellen und Außergewöhnlichen.

Fahrdienstleiter Manni ist die rechte Hand des Werkstattchefs Huber, dessen Aufgaben er dann später übernommen hat.

Diesen immer wiederkehrenden Personen stehen wechselnde Fahrer, Auszubildende und Praktikanten zur Seite.

Frau Birnbaumer-Nüsselschweif, die kinderlose Besserwisserin, mischt sich vorwiegend in Angelegenheiten ein, die sie nichts angehen. Sie arbeitet nicht im Bestattungshaus, sondern stört als Vorsitzende des örtlichen Mütterkreises nur den Ablauf.

Die Gemüsefrau, die auch immer wieder einmal eine Rolle spielt, ist das Sprachrohr unseres Viertels. Sie verkauft nicht etwa so viele Feldfrüchte, weil sie die Ware gerne in Zeitungspapier einpackt, sondern weil sie selbst quasi die fleischgewordene Zeitung ist. Bei der fleißigen Weitergabe von Klatsch und Tratsch spart sie niemals mit eigenen Interpretationen und Dramatisierungen.

So, mehr muss man nicht wissen, um die folgenden Geschichten etwas besser verstehen zu können.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen!

Peter Wilhelm
September 2013

LEISE TÖNE

DIE FAMILIE des Verstorbenen sitzt im Beratungszimmer; Antonia bringt Kaffee und ein paar Plätzchen. Die Witwe ist anwesend, ihre zwei Söhne und eine der Schwiegertöchter. Ich komme aus einer anderen Beratung, werde auf dem Gang kurz von Frau Büser informiert und gehe dann zu diesen Leuten.

Alle sind sehr traurig und hängen erwartungsvoll an meinen Lippen. Sie wissen nicht, was auf sie zukommen wird. Sie haben Angst vor dem Unbekannten, und man merkt, sie sind froh, dass ich ihnen die Angst nehme, indem ich offen alle kommenden Handlungen und Schritte erkläre.

Das dauert der Schwiegertochter allerdings zu lange. Sie hat die ganze Zeit schon ungeduldig auf ihrem Handy herumgetippt und mit den Füßen gescharrt. Als wäre sie die Einzige im Raum, die des Lesens und Schreibens mächtig ist, unterbricht sie mich recht unhöflich und respektlos.

»Nun lassen wir mal dieses Geschwafel, kommen Sie mal zur Sache!«

»Aber Henriette!«, schimpft die Witwe vorwurfsvoll. »Der Mann erklärt uns doch alles so nett, und ich will doch wissen, was mit dem Papa jetzt gemacht wird.«

Henriette rollt vorwurfsvoll mit den Augen.

»Mein Gott! Lass doch endlich mal dieses ›Papa! Das war dein Mann, dein Ehemann und nicht ›der Papa‹. Wenn Manfred

und Günther Papa sagen, dann passt das, aus deinem Mund klingt das nur lächerlich.«

Manfred, offensichtlich der Mann von Henriette, legt beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm. Sie schüttelt aber die Hand ab, denn sie ist noch lange nicht fertig mit dem, was sie sagen will, und möchte auch gar nicht beschwichtigt werden.

»Jetzt mal Butter bei die Fische! Hier geht es um ein ganz klares Geschäft. Wir haben das Geld, und der da soll dafür eine anständige Beerdigung machen. Punkt.«

»Der da«, das bin ich, und mehr als einen gelangweilten Blick meinerseits bekommt Henriette nicht dafür. Ich habe zu diesem Zeitpunkt überhaupt noch nicht über Geschäftliches gesprochen, sondern nur die weitere Vorgehensweise erklärt. Die Menschen wissen doch im Allgemeinen nicht, was ein Bestatter überhaupt alles tut, und genau das lässt ihnen diesen Beruf oft unheimlich erscheinen. Sie haben keine klare Vorstellung, was da geschieht, und deshalb stellen sie sich alles Mögliche vor, und irgendwoher müssen ja diese ganzen Märchen kommen, dass den Toten die Augen ausgestochen, die Knochen gebrochen und sie ihres Zahngoldes beraubt werden. Deshalb scheint es mir besonders wichtig, die Angehörigen sozusagen an die Hand und behutsam mit auf die Reise zu nehmen, die ihr Verstorbener jetzt antreten wird. Nur dürfen sie, nach einem Stück des Weges, hierbleiben; der Tote wird gehen müssen. Ganz und für immer.

Was bleibt, das sind die Erinnerungen. Und wir sind dafür da, dass dieses Begleiten ein schönes, wenn auch trauriges Erlebnis werden kann.

»Also, was kost' das jetzt alles so summa summarum, so alles in allem. Und kommen Sie jetzt nicht mit irgendwelchen Ausflüchten, und hinterher kost' es das Doppelte. Kenn ich alles, habe ich alles schon gehört. Ich weiß, wie ihr das so macht.«

Ich erkläre ihr, nach einem weiteren gelangweilten Blick, dass ich keineswegs die Absicht habe, die Familie über den Tisch zu ziehen. Jeder, der zu uns kommt – das ist mir wichtig klarzustellen –, erfährt gleich, was an Kosten auf ihn zukommt und geht mit einer hieb- und stichfesten schriftlichen Auftragsbestätigung nach Hause.

»Damit brauchen Sie uns gar nicht erst kommen, wir sind da nicht so einfach zu beeindrucken. Ich habe mich nämlich vorher erkundigt. Ich habe im Internet gegoogelt und mich auf dieser Verbraucherplattform umgeschaut. Da hätte ich sowieso einen ganz anderen Bestatter rausgesucht, aber meine Schwiegermutter wollte ja unbedingt zu Ihnen.«

»Ja, der Herr hat doch schon den Opa damals so schön beerdigt; und billig war's auch«, meldet sich die Witwe zu Wort und fügt hinzu: »Mir ist viel wichtiger, dass der Hugo seine Musik gespielt bekommt.«

Was für Musik das denn sei, erkundige ich mich. Die Witwe erklärt mir, dass ihr verstorbener Hugo zu Lebzeiten lange in einer kleinen Jazzband das Saxophon gespielt habe. Manfred zieht eine offensichtlich selbstgebrannte CD aus der Schreibmappe, die vor ihm liegt, und sein Bruder Günther zückt aus der Innentasche seines Jacketts ein etwas zerknittertes Foto.

»Hier auf der CD können Sie sich ja mal meinen Vater und seine Band anhören«, sagt Manfred. »Und da auf dem Foto, der in der Mitte, so halbrechts, das ist er.«

Ich betrachte das Foto, es zeigt fünf Männer mit ihren Instrumenten, und darunter steht »Free Note Jazzers«.

»Jaja, das hat der so gemacht, aber das interessiert hier nicht. Wir wollen eine ganz normale Beerdigung, also so eine mit der Urne, und der Pfarrer soll kommen, die Orgel soll spielen und fertig«, sagt Henriette und schiebt mir einen Zettel rüber, auf dem sie mit Kugelschreiber drei Lieder aus dem Kirchen-

gesangbuch notiert hat. »Wenn der Orgelheini noch das *Ave Maria* draufhat, dann kann er das meinetwegen auch noch spielen, aber damit soll es dann bitte auch gut sein.«

Manfred atmet hörbar tief ein und will etwas sagen, doch Henriette reckt das Kinn vor, kneift die Augen zusammen, und ihr Mund verwandelt sich in einen lippenlosen, zusammengepressten Strich.

Manfreds Ambitionen, sich einzumischen, verebben sofort. Günther tippt über den Tisch auf das vor mir liegende Foto und hebt an: »Es wäre schön, wenn ...«

Doch Henriette nimmt mir das Bild einfach weg, legt es zu ihren Notizen aus dem Internet und sagt: »Schluss jetzt mit der Gefühlsduselei! Passen Sie mal gut auf: Ich bezahle den Scheiß hier, und die haben alle kein Fett auf der Kette, ist das klar?«

Dabei macht sie eine ausladende Handbewegung, die alle Anwesenden umfasst, dann grinst sie triumphierend und fügt hinzu: »Wer die Musik bezahlt, der bestimmt auch, was gespielt wird – oder?«

Damit ist für sie alles gesagt, und weder die Witwe noch die beiden Söhne des Verstorbenen wagen es, noch irgendetwas zu äußern. Die Söhne sind förmlich in sich zusammengesunken, und die Witwe hebt und senkt nur schicksalsergeben ihre Schultern und schnieft in ein kleines weißes Taschentuch. Sie sagt nichts, aber ihre wasserblauen Augen sagen: »Ach, was soll ich machen, ich will jetzt auch keinen Streit.«

So geht das nicht, denke ich und wage einen erneuten Vorstoß: »Hatte der Verstorbene denn selbst besondere Wünsche bezüglich seiner Bestattung? Hat er jemals darüber gesprochen, was er für Vorstellungen hat?«

Die Witwe atmet erleichtert auf.

»Ja, er hat immer gesagt, dass alle auf seiner Beerdigung in

bunter Straßenkleidung kommen sollen, dass Wein ausgeschenkt werden soll und dass seine Jungs spielen sollen. Ein fröhliches Fest ...«

Henriette klatscht mit ihren beiden Handflächen auf den Tisch, das hört sich fast an wie ein Pistolenschuss. Die Witwe verstummt, und Henriette erhebt sich.

»Los, zeigen Sie uns mal, was Sie so an Zeug dahaben – Särge und so. Was die Beerdigung anbelangt, so wissen Sie ja Bescheid: Urne, kleines Grab, Pfarrer und Orgel – sonst nichts. Kommst du, Schwiegermama?«

Sie nimmt die alte Dame beim Ellenbogen, zieht sie vom Stuhl hoch und schiebt sie zur Tür hinaus.

Es ist alles gesagt; ich bekomme keine Chance mehr, auf die Leute einzuwirken. Die Söhne laufen uns hinterher wie vertrottelte Zirkuslamas. Die Witwe ist froh, sich auf ihren wackeligen Beinen halten zu können, und eigentlich, das wird mir immer mehr klar, sind auch alle froh, dass sich Henriette um alles kümmert.

Früher einmal hatten wir über vierzig Särge in der Ausstellung, und zwei große Ständer hingen voll mit Sargdecken und Talaren. Ich war stolz auf die große Auswahl, doch im Laufe der Zeit habe ich gemerkt, dass die Menschen durch zu viel Auswahl eher verunsichert wurden. Die Entscheidungsprozesse zogen sich zu sehr in die Länge. Wir haben dann die Särge im Ausstellungsraum auf ein Dutzend reduziert und nur die gängigsten Decken und Talare dort präsentiert. Auch bei den Urnen sind wir von über sechzig Modellen auf gut ein Dutzend zurückgegangen. Wer da nicht das Passende findet, für den haben wir noch den umfangreichen Katalog mit zehnmal so vielen Modellen. Aber selbst bei zwölf Särgen fällt manch einem die Entscheidung schwer, und die Witwe kann sich partout nicht zwischen drei in Frage kommenden Modellen ent-

scheiden – alles Särge der unteren Mittelklasse, sehr schön gearbeitet, nicht zu aufwendig und vor allem sehr günstig.

Henriette dauert auch das wieder zu lange, und sie unterbricht das Gespräch zwischen der Witwe und ihren Söhnen: »So, jetzt zeigen Sie uns mal die richtigen Särge. Man kennt das ja, in der Ausstellung habt ihr immer nur die teuren, und die Schnäppchen habt ihr irgendwo anders. Es gibt doch da so ganz einfache Särge, ich meine, der kommt doch sowieso ins Feuer ... der Sarg, meine ich.«

Ich erkläre, dass es tatsächlich noch den klassischen »Verbrenner« gibt, einen schmucklosen, aber durchaus nicht hässlichen Sarg ohne Griffe und Deckelschrauben, ohne irgendwelche Verzierungen, ja sogar ohne Lack und Farbe; ein Sarg aus rohem Holz für die ganz günstige Einäscherung, den wir vorwiegend verwenden, wenn die Trauerfeier erst später mit der Urne stattfindet.

»Den nehmen wir«, beschließt Henriette, ohne den Sarg gesehen zu haben, und als sich bei ihrer Schwiegermutter, ihrem Mann und ihrem Schwager Widerspruch regt, holt sie tatsächlich ihr Portemonnaie heraus, zückt ein paar große Scheine und sagt: »Wer bezahlt das alles? Na?«

Die Witwe schaut mich an und sagt mit einem Unterton, der schon fast entschuldigend klingt: »Wissen Sie, mein Mann ist doch so lange krank gewesen am Ende. Da hat die Pflege so viel Geld verschlungen, dass jetzt nichts übrig ist für die Beerdigung. Mein älterer Sohn und meine Schwiegertochter erben aber doch mal das Haus, und deshalb wollen die beiden jetzt so freundlich sein und die Bestattung bezahlen.«

»Ja, aber man könnte doch ein wenig mehr auf die Wünsche der Witwe und des Verstorbenen eingehen«, versuche ich es erneut, und noch bevor Henriette sich wieder aufplustern kann, sage ich noch schnell: »Ich bin mir sicher, dass wir das so

hinbekommen, dass man alles machen kann, was der Vater sich gewünscht hat und es trotzdem nicht mehr kostet ...«

»Am Ende kommt dann noch diese durchgeknallte Fidel-combo. Nee, nee, das kommt gar nicht in Frage. Das *Ave Maria* ist das höchste der Gefühle und sonst alles Standard. Ich bin Sozialarbeiterin, beamtet, versteht sich, und kann mir keinen öffentlichen Aufruhr leisten. Wenn bei uns jemand stirbt, dann kommt der anständig unter die Erde, so wie es sich gehört. Wir machen keinen Negerzirkus mit Tanz und Trallala am Grab, wir sind doch nicht in New Orleans!«

Mir platzt bei so viel Ignoranz fast der Kragen, und gerade will ich mir die hochnäsige Zicke verbal vorknöpfen, da nickt die Witwe und sagt abschließend: »Vielleicht hat meine Schwiegertochter recht, wir machen es so, wie sie es sagt.«

Da lässt sich nichts mehr machen; ich muss den Auftrag im Büro so aufnehmen, wie Henriette ihn mir diktiert, und dann verlassen uns die vier.

Der restliche Ablauf ergibt sich aus der Routine. Der Verstorbene wird aus dem Krankenhaus abgeholt, in den einfachen Verbrennersarg gebettet, und Manni, unser Mann fürs Fahren und die Werkstatt, montiert auch noch vier schöne mattglänzende Griffe und Deckelschrauben. Er meint, das sehe doch besser aus, wenn die Familie schon den ganz einfachen Sarg für eine Trauerfeier nehme.

Der alte Jazzmusiker steht noch in seinem Sarg in unserem Kühlraum und wartet darauf, auf den Friedhof gebracht zu werden, da kommt die Witwe zu uns und hat ein kleines Sträußchen Blumen dabei.

»Darf ich ihn noch mal sehen?«, fragt sie schüchtern, und ich nicke nur. Ein kurzer Anruf genügt schon, und während ich mit der Frau in der Halle auf dem Sofa sitze, erledigen meine Männer lautlos im Hintergrund den Rest. Der Sarg wird aus

der Kühlung geholt, in den Aufzug geschoben und eine Etage höher gefahren. Der Deckel wird abgenommen, das Kissen zurechtgezupft, und wenig später steht der Sarg zur Aufbahrung bereit.

Zwei kleine Öllämpchen flackern an den Wänden, zwei dicke Kerzen erzeugen einen zappelnden Lichtschein an der Decke und den Wänden, und die künstlichen Lorbeerbäumchen bringen etwas grüne Atmosphäre. Echte Pflanzen in den gekühlten Aufbahrungsräumen würden sich ja, auch wegen des fehlenden Tageslichts, nicht halten.

Die Witwe steht ergriffen neben dem Sarg. Bei uns gibt es keine Barrieren, keine Glasscheiben oder Absperrungen; die Angehörigen können so nah an den Verstorbenen heran, wie sie es möchten. Der Tod ist doch schon Trennendes genug, und hier ist es vielleicht das letzte Mal, dass sie diese körperliche Trennung noch einmal überwinden und etwas Nähe verspüren können. Deshalb geben wir uns auch so viel Mühe, dass eine solche Abschiednahme, trotz der Umstände, die nun mal nicht zu ändern sind, so angenehm wie möglich ist.

Ich bleibe in respektvoller Distanz und warte. Die Frau tut nichts anderes, als ihren Mann anzuschauen. Dann bewegt sie ihre rechte Hand langsam zu seinen gefalteten Händen – sie hält inne, dreht sich zu mir um, sucht meinen Blick und fragt mit zittriger Stimme: »Darf ich?«

Ich nicke ihr zu und hebe ermutigend die Augenbrauen: »Nur zu!«

Sie streichelt die Hände ihres Mannes, und dicke Tränen rinnen nun aus den vorher schon feuchten wasserblauen Augen. Leise trete ich hinzu, schiebe ihr einen der bequemen Sessel neben den Sarg und klopfe mit der Hand leicht auf die Lehne, sie nimmt dankbar Notiz, setzt sich und lässt die Hände ihres Mannes nicht mehr los.

Es ist Zeit, die Frau allein zu lassen. Vielleicht hat sie ihrem Mann, mit dem sie so viele Jahre geteilt hat, noch etwas zu sagen, und ich will nicht ungebetener Zuhörer sein. Gerade will ich gehen, da spricht die Frau mich an, ohne sich von ihrem Mann abzuwenden: »Wissen Sie, eigentlich ist mein Mann ja Werkzeugmacher gewesen, aber tief in seiner Seele war er nur Musiker. Es ist schade, dass meine Schwiegertochter so hartherzig ist, und es tut mir leid, dass sie so frech zu Ihnen war. Aber ich bin auch dankbar, dass sie das alles hier bezahlt, da will ich jetzt nicht widersprechen. Wenn ich bestimmen könnte, dann wäre mein Mann mit seinem Saxophon beerdigt und nicht eingäschert worden. Und dann hätten seine Kollegen auf der Beerdigung gespielt. Aber Henriette geht es nur ums Geld, und da sie die Einzige ist, die Geld hat, muss ich mich fügen.«

Ich schlucke nur, mir fällt auch keine Lösung ein.

Am nächsten Tag bin ich mit Henriette auf dem Friedhof verabredet. Sie will sich dort die Gräber anschauen und bestimmen, welches Grab ihr Schwiegervater bekommen soll. Ich habe ihr bereits hundertmal erklärt, dass das so nicht geht. Reihengräber werden eben der Reihe nach vergeben, das ist bei Erdbestattungen so und auch bei Urnenbestattungen. Manchmal hat man die Wahl zwischen verschiedenen Feldern oder Abteilungen, aber auf diesem Friedhof hier ist das nicht der Fall; da bekommt man das nächste freie Grab, es sei denn, man kann sich ein teures Familiengrab leisten.

Der Friedhofswärter steht schon vor seinem kleinen Büro und hat sogar zu seinem grauen Kittel und den Gummistiefeln seine Dienstmütze aufgesetzt. Henriette weiß offenbar, dass manche Friedhofsbediensteten für kleine Gaben empfänglich sind, und geht gleich auf den Mützenträger zu.

»Hier haben Sie was, jetzt machen Sie aber dann auch mal zack, zack!«

Sie lacht viel zu hoch und viel zu aufgesetzt, und der Friedhofswärter betrachtet das Mitbringsel. Es ist ein Sparschwein aus Plastik mit dem Aufdruck einer Bausparkasse, so wie man es von Banken und Sparkassen geschenkt bekommt. Er schaut mich fragend an, hebt das Sparschwein hoch und schüttelt es. Es ist leer. Henriette sieht uns nicht, sie geht schon mit großen Schritten voraus. Ich hebe meinen Zeigefinger vor meine gespitzten Lippen und mache »Pscht«. Der Friedhofswärter setzt eine Verschwörermiene auf und verzieht sein Gesicht zu einem breiten Grinsen.

Was Henriette nämlich nicht weiß: Ich habe schon am Morgen mit dem Mann telefoniert und ihm, ohne dass Henriette das gesehen hat, einen Schein zugesteckt, der in Münzen die billige Plastiksau zweimal gefüllt hätte.

»Wo geht's denn hier zu den Gräbern?«, fragt Henriette mit spitzer Stimme und stolziert auf ihren etwas zu hohen Absätzen weiter über den rutschigen Kies des Friedhofsweges.

»Tja, Gräber ham'wer hier überall«, sagt der mit der Schirmmütze und tut dann das, was er immer tut: Er kratzt sich am Hintern, und als er merkt, dass Henriette nicht mehr zurückschaut, wirft er die rote Plastiksau mit großem Schwung in einen doch recht weit entfernten Abfalleimer. Dann tanzt er, wegen des tollen Treffers, lautlos einmal im Kreis, grinst mich nochmals an und ruft ihr hinterher: »Sie, watt für'n Grab wolln'se denn?«

»Ein möglichst kleines. Mein Schwiegervater war ein einfacher Mann; und günstig soll es sein. Wie wäre es denn mit dem hier?«, fragt sie und deutet auf ein kleines Urnengrab.

»Da liegt schon einer drinne. Kommen'se, ich zeig Ihnen mal was«, sagt der Friedhofsmützenmann und kratzt sich nochmals am Hintern. Er stapft voraus, dann rechts ab, und Henriette und ich haben fast Schwierigkeiten, ihm zu folgen.